**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 22 (1932)

**Heft:** 51

**Artikel:** Frau Guxa [Fortsetzung]

**Autor:** Jegerlehner, Johannes

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-648967

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 31.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Er führte jetzt St. Peter fort ins Freie, er zeigte ihm den wunderbaren Blumenflor auf einer Lenzeswiese, er führte ihn durch Flur und Hag und ließ ihn das Gezwitscher vieler Vöglein hören, er zeigte ihm ein Vogelnest, er zeigte ihm im Bauernhof die Küklein mit der Glucke und sagte alsdann ernst: „Das alles, lieber Petrus, ist mein Lächeln, ist das Lächeln Gottes! In hundertfacher Art ist es auf Erden, die Menschen sollten es nur suchen, sehen, sich daran erheben! Denn tausend Freuden hat die Welt, nicht nur tausend Plagen!“

## Vor Weihnachten.

Vor einem Spielzeugladen staut sich hart die Menge,
Wo hinter Scheiben märchenhaft erhellt
Viel prächtige Dinge sind zur Schau gestellt,
Und lauter Jubel tönt aus dem Gedränge.

In hellem Glanz der Kinder Augen glühen,
Die eifrig plaudernd vor dem Laden stehn,
Der Freude rote Röslein, zart und schön,
Gar lieblich auf den kalten Wangen blühen.

Ein kleiner Junge in der Kinder Kreise
Steht an der Mutter Seite wie gebannt,
Und schaut mit großen Augen unverwandt
Auf all' die Herrlichkeit und flüstert leise:

O Mutter, sieh doch jene wunderbare
Prächtige Eisenbahn mit Tunnels hier!
Du Mutter, gelt, Christkindlein kauft sie mir,
Ich wünschte sie mir schon vor einem Jahre.

Die Mutter tröstet: Bub, du mußt auch denken,
Es gibt viel arme Kinder auf der Welt,
Christkindlein hat gewiß nicht so viel Geld,
Um alle miteinander zu beschenken.

Der Kleine schaut zur Mutter auf gar lange,
Schmiegt lächelnd enger sich an sie und spricht:
Hab keine Angst, Christkind vergißt mich nicht!

— — — — — — — — — — —

Die Mutter schweigt und eine heiße Träne fällt auf ihre Wange.

O. Braun.

## Vom Schnee.

Plauderei von W. St.

Große Freude hat der ausgiebige Schneefall der letzten Woche im ganzen Lande herum ausgelöst. Man ist sich das vor Mitte Dezember gar nicht mehr gewöhnt. Früher, ja, da gab es noch Dezember mit knackender Kälte und fußtiefem Schnee. Aber man muß schon ziemlich weit zurückblicken, um einen solchen Dezember in der Chronik zu finden. — An den Winter von 1889 mag ich mich noch deutlich erinnern. Er war der erste Winter, den ich als Gymnasiast in Bern zubrachte. Da fiel in der Nacht zum ersten Dezember eine solche Menge Schnee, daß die Zeltdächer vieler Meßbuden auf der Schützenmatte eingedrückt wurden. Nachher sank das Thermometer auf 15 Grad unter Null und es gab eine Schlittschuh- und Schlittelsaison ersten Ranges.

Vom Skifahren und vom winterlichen Bergsporte wußte man damals noch sozusagen nichts. Im Winter in die Berge zu gehen, hätte man Gott versuchen heißen. Die studierende Jugend vertrieb sich die Zeit mit Biertrinken. — Welch ein Glück für das Jungvolk, daß seither der Skisport gekommen ist. Sehnsüchtig schauen wir Alten, die den Anschluß an den Sport verpaßt haben, den Jungen nach, wenn sie am Wochenende fröhlichen Auszug halten. Dem Skisport haben wir es zu verdanken, daß ein rechtzeitig einsetzender Schneefall heute für unser Land ein Millionengeschenk bedeutet: Eine Kapitalanlage für die Gesundheit, eine Quelle des Verdienstes für Tausende. So ist der Schnee nicht nur der große Luftreiniger, der Beschützer der Vegetation geblieben, sondern zum großen Gesundheits- und Wohlfahrtsbringer für das ganze Volk geworden.

Für den Landmann und den Gartenfreund hat der Schnee fast noch größere Bedeutung als für den Sportler. Eine dichte Schneedecke schützt die Saaten und die Grasnarbe. Der Schnee befördert die Zersetzung der künstlichen und natürlichen Dünger und der Ackerkrume. Er schützt junge Pflänzlinge vor dem Ausfrieren. Der Forstmann und der Aelpler haben den Schnee gleich nötig zum Holztransport und zur Beförderung des Heues. Holzen und Heubergen, das ist der muskelstählende Wintersport des Bauersmannes und des Aelplers. So eine mannsdicke Tanne kunstgerecht zu fällen und zu zerlegen, einen großen Alpschlitten voll Holz oder Heu durch steile, gefährliche Pfade hinunterzulenken, das verlangt noch ganz andere Kräfte als der Skisport.

Aber auch ein Friedensvermittler und ein großer Künstler ist der Schnee. Er deckt alles so schön und einheitlich mit seiner molligen, weißen Decke und fördert damit den Ausgleich der Gegensätze. Welch ein Künstler er ist, das siehst du an der Fensterscheibe, im Garten, in der Stadt, auf Feld und Flur. Am großartigsten aber offenbart er sich in der Landschaft, die sich dir darbietet, wenn du am Sonntag früh in die Höhe steigst. Da schießt die Sonne Strahlenpfeile in das brodelnde Nebelmeer und in die Wipfel des Hochwaldes. Es ist, als ob tausend Weihnachtsbäume ihre Lichter angezündet hätten. Tiefblauer Himmel wölbt sich über dem Nebel. Die Bergspitzen glühen in der Morgensonne. Sommerlich warm leuchtet die Winterlandschaft. Du vergissest alle Sorgen und jubelst dankbar dem Schöpfer entgegen.

## Frau Guxa.

Erzählung von Johannes Jegerlehner. 2

Beim ersten Dämmerschein waren die drei Gesellen auf den Beinen, froh, die erstarrten Glieder bewegen zu können. Chechino trug schon seit geraumer Zeit Steine von einem Ort zum andern und sprang darüber, um sich zu erwärmen. Isidor blies mit vollen Backen in die Asche, fachte wieder das Feuer an und holte Wasser. Chechino schüttete braunes Kaffeepulver hinein und legte Brot und dürres Fleisch auf den Laden daneben. Als sie aufstanden und die Säcke umschnallten, ergriff der Schwarze die Schnapsflasche — „Zur Gesundheit ihr!“ — und hielt sie den Kameraden hin. „Da trinkt noch einen Schluck, der wärmt Herz und Leib!“ Dann setzten sie sich mit Isidor an der Spitze in Marsch. Ein frostharter, herber Wind strich um ihre Köpfe und zauste an dem braunen Haarbüschel Chechinos, der ihm tief in die Stirne hing.

Auf dem Breitengletscher suchte Isidor mit Umsicht die Stellen aus, wo sie das Eis ohne Gefahr überschreiten konnten, denn einige Nächte vorher war frischer Schnee gefallen, der die Löcher und Schründe kaum noch erkennen ließ. Die warme Mittagssonne hatte ihn an den Grashängen wieder aufgesogen, auf der Gletscherzunge aber war er liegen geblieben. Vorsichtig umgingen sie die Spalten und glatten Abfälle, denn alle drei kannten die Tücken der Gletscher, die starr und unbeweglich daliegen wie die Ungetüme auf dem Meeresgrund und mit tausend Fangarmen auf ihre Opfer lauern. Die andere Seite der Zunge war bald erreicht. Nach einer langen, ermüdenden Kletterei gelangten sie zum Geistsee, dessen seichte Ufer schon längst überfroren waren. Bergetief schien es hinunter zu gehen in die dunkle, vom Winde gekräuselte Flut.

„Das soll der Eingang sein ins Purgatorium“, bemerkte Isidor so im Vorbeigehen, „und alte Leute, die hier oben hirteten, wollen diesen oder jenen Verstorbenen gesehen haben.“

Ginochi erhob ein schallendes Gelächter. „Sind die hier noch so dumm?!“

„Das sind so Reden, an die nicht alle glauben", entgegnete Isidor, durch die rohe Art des Schwarzen beleidigt; „aber geschadet hat's noch keinem, wenn er daran glaubte!"

„Das ist so wie mit der Frau Guxa, mit der ihr auch so viel Aufhebens macht in euren Bergen", versetzte Ginochi.

„Sei froh, daß du sie nicht kennst!" sagte Isido trocken.

Der See war verschwunden, und unaufhaltsam ging es vorwärts durch endlose, mit Geröll bedeckte Rasen, vergilbte Rhododendronfelder und Wachholderbüsche. Dann gerieten sie in ein Trümmerchaos faulen Gesteins. Die Blöcke waren glatt, stellenweise übereist; und Ginochi glitt einmal aus und schrie auf. Er hatte sich den Fuß zwischen zwei Steinen eingeklemmt, brachte ihn aber bald wieder heraus. Er biß die Lippen zusammen und marschierte schweigend hinterdrein. Eine weite Halde dehnte sich vor ihnen aus, auf der vereinzelte niedergebrochene Felsstücke lagen.

„Das zählt man schon zur Fällalp", sagte Isidor und ließ einen Jauchzer erschallen. Statt des Echos ertönten die kurzen, schrillen Pfiffe der Murmeltiere.

„Die sind mit ihren Wintervorräten noch nicht fertig", scherzte Chechino. „Bei solchem Wetter hamstern sie zusammen, was noch da ist."

„Die können dann noch lange genug in der warmen Stube faulenzen", rief Isidor zurück und beschleunigte den Schritt. Die Alp war von zahlreichen Tobeln durchschnitten, durch die sie hinunter- und hinaufsteigen mußten, und es wollte kein Ende nehmen. Als die verschneiten Eistürme des Fällgletschers in Sicht kamen, war es Mittag.

„Hier können wir anfangen", sagte Isidor. „Wo die Mine liegt, weiß ich nicht. Ich entsinne mich nicht mehr der näheren Angaben, die mir der Vater gemacht hat. Felsen, in denen die Mine sein dürfte, du lieber Himmel, die hat es hier überall!"

Es hieß keine Zeit verlieren, denn der Winter lag hart vor der Tür. Für den nächsten Tag war gottlob ein Umschlag nicht zu erwarten, denn der Himmel erstrahlte im tiefsten Blau. Um die Arbeit ersprießlicher zu machen, beschlossen sie, sich zu trennen. So ging jeder nach kurzem Imbiß seine eigenen Wege, prüfte jeden Block und jedes Wässerlein von der Moräne des Gletschers bis zum Alpsee. Zuerst blieben sie alle drei nahe beisammen, mit der Zeit aber gerieten sie weiter auseinander.

Wenn einer von den jenseitigen Hängen herübergeschaut hätte, er würde sich gewundert haben über das sonderbare Treiben der drei Männer, die auf der verlassenen Alp Strecke um Strecke absuchten. Ich glaube, er hätte sie für Feldmesser gehalten.

Als es Abend war, fanden sie sich wieder zusammen, doch hatte keiner Lust, nochmal den langen Weg zur gestrigen Herberge zurückzulegen. Der Schwarze klagte über seinen Fuß, der hoch geschwollen war; und so stiegen sie zu der Alphütte empor, die kaum diesen Namen verdiente. Es war ein niedriges Steingewölbe, wie man sie in den oberen Lägern des Tales, wo die Hirten sich nur kurze Zeit aufhalten, häufig findet. Kein Span Holz war aufzutreiben, aber für diese eine Nacht konnte man sich schon leiden. Sie aßen schweigend ihr Abendbrot, Ginochi band sich einen nassen Lappen um den Fuß; dann kauerten sie eine Weile beisammen, leerten die Branntweinflasche und besprachen die Arbeit für den nächsten Tag. Mit verdrießlicher Miene krochen sie auf die Pritsche und schmiegten sich enge zusammen wie die Murmeltiere in den Winterhöhlen. In der Hütte wurde es beißend kalt. Durch die klaffenden Spalten der Dachplatten guckten die Sterne, und bald fror es sie an den Füßen, daß keiner den Schlaf finden konnte. Chechino äußerte seine Bedenken und Zweifel an der Geschichte, die ihm albern und abenteuerlich erschien; Ginochi fluchte, daß ihm gerade jetzt das Mißgeschick mit dem Fuße passieren mußte. Isidor, der jede Hoffnung auf Erfolg aufgegeben hatte und sich über den dummen Streich ärgerte, vertröstete sie auf den kommenden Tag, der sie vielleicht zu unermeßlichen Reichtümern führen würde.

Mit offenen Augen erwarteten die drei Gesellen den Morgen, wo sie ohne Verzug die Arbeit fortsetzten.

„Ich habe noch nie so gefroren wie diese Nacht", brummte Ginochi, „mein Bart hat Eiszapfen." Die Geschwulst am Fuß hatte abgenommen; aber im Knöchel war ein stechender Schmerz zurückgeblieben. Jeder suchte wieder für sich eine Strecke ab. Die Luft war schneidend kalt, und am Ufer des Baches hatte sich eine Eisrinde gebildet.

Die Sonne war kaum über die Berge gestiegen, als Chechino beim Durchschreiten eines Wässerchens, das in der warmen Jahreszeit wohl zum reißenden Wildbach anschwoll, ein Steinchen sah, das im schwachen Schein der herbstlichen Sonne einen auffallenden Glanz von sich gab. Wie ein Blitz fuhr es durch seinen Kopf, aber ehe er seine Kameraden durch ein Halloh herbeilockte, wollte er sich überzeugen, daß nicht ein Trugbild seine trüben Augen blendete. Er steckte das Steinchen ein, stieg stumm wie zuvor das Bächlein entlang aufwärts und gelangte nach einem langen Anstieg zu einem Felsungetüm, das durch seine sonderbare Form und Struktur von den andern abzuweichen schien. Der breite Sockel zeigte schwarze Flecken, endigte in einem Spitzkopf und entbehrte völlig der Flechten, mit denen die anderen Blöcke überzogen waren. Chechino ging ringsherum, und je länger er den Koloß musterte, desto mehr drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß er den Ort ihres Glückes gefunden habe. Nun hielt er die Hand an den Mund und rief seine Gefährten durch ein kräftiges Hoio zu sich. Es dauerte geraume Zeit, bis sie da waren und die glückliche Entdeckung erfuhren, die wie ein elektrischer Funke ihre Glieder zuckte. Chechino zeigte ihnen den Kiesel mit dem glitzernden Fleck, aber das war vorläufig alles. „Von irgendwo muß er hergeschwemmt worden sein; das Wasser hat ihn wahrscheinlich aus diesem Felsen herausgewaschen, denn in der nächsten Umgebung gibt es keine solchen Höcker wie diesen", erklärte Chechino mit großer Hast.

„Ja, ja, grad der muß es sein", versetzte Isidor. „Ich erinnere mich jetzt, daß der Vater mit mir von einem solchen Felsen gesprochen hat. Auch habe ich von alten Leuten erzählen hören, daß früher einmal Fremde ins Tal gekommen seien und Gold geschürft haben. Man hieß sie Venediker — aber woher sie gekommen sind und wohin sie das Erz getragen haben, weiß man nicht."

„Aber wie wollen wir zu dem Golde gelangen?" meinte Ginochi, und in seinen Augen glommen die Funken heißen Verlangens. „Das Werkzeug, das wir mitgebracht haben, genügt nicht, da müssen beim Donner Bohreisen und Sprengpulver her, jawohl!"

Isidor besann sich nicht lange. „Uns gehen auch die Lebensmittel aus, wir haben noch spitz für zwei Tage. Ich steige ins Tal hinunter und hole die Instrumente und was wir zum Leben nötig haben. Ich kenne die Wege und kann am raschesten wieder zurück sein. Ich gehe natürlich über das nächste Dorf hinaus, um nicht Aufsehen zu erregen — bis in den Hauptort des Tales."

Die andern waren einverstanden. Ginochi schärfte ihm ein, etwas Murmeltierfett mitzubringen für seinen Fuß und die Schnapsflasche wieder füllen zu lassen, damit man einheizen könne für die Nacht.

Chechino begleitete den Kameraden hinunter in die Talsole und dann noch eine Stunde die Bischa entlang bis zu den ersten Waldbäumen, wo er einen Stoß Brennholz sammelte, denn es gelüstete ihn nicht mehr, noch eine zweite Nacht in der eisigen Kälte der steinernen Behausung zu verbringen. Ginochi blieb oben bei dem Bächlein, wusch sich den Fuß und umband ihn mit einem kalten Wickel, den er ab und zu erneuerte. (Schluß folgt.)